

## **Das christlich-jüdische Gespräch - Gedanken unter Minderheiten?**

*(Vortrag von Regierungsrat Peter Schmid, Vorsteher der Erziehungs- und Kulturdirektion des Kantons Basel-Landschaft und Mitglied der Leitungskommission CJP anlässlich der Veranstaltung zum ersten Jahrestag der «Christlich-Jüdischen Projekte», 22. Februar 2000 im Wildtschen Haus in Basel)*

Sehr geehrte Damen und Herren

Die Christlich-Jüdischen Projekte brachten das «extrauterine Frühjahr» (Adolf Portmann) glücklich hinter sich. Diese Feststellung verbinde ich mit dem herzlichen Dank an alle Beteiligten. Aus Anlass des ersten Jahrestages erging die freundliche Einladung an mich, an dieser Stelle einige Gedanken zum christlich-jüdischen Gespräch vorzutragen. Vieles, was ich hier vorbringe, ist nicht neu. Einerseits denken glücklicherweise an verschiedenen Orten auch andere Menschen laut und vernehmlich über dieses Thema nach, und andererseits erhielt ich in den letzten Jahren schon verschiedentlich Gelegenheit zur Darstellung meiner Gedanken. Vielleicht ist ja bereits alles gesagt, aber vieles noch nicht von Allen verstanden worden und deshalb unternehme ich einen weiteren Anlauf und gliedere meine Überlegungen in die folgenden vier Abschnitte.

1. Jude sein ist nicht abendfüllend
2. Sie laden uns bei ihrer Schuld zu Gast
3. Christliche Suche nach dem Defizit
4. Gespräche unter Minderheiten

### 1. «Jude sein ist nicht abendfüllend»

Die bekannte deutsche Wochenzeitung «Die Zeit» stellte ihr Dossier in der Ausgabe vom 5. Januar 2000 unter das Thema «was heisst hier jüdisch?». In ihrem Beitrag erzählte die Münchner Buchhändlerin Rachel Salamander einen Witz: «Woran kann man als Partygast erkennen, dass die Gastgeber nicht Juden sind? Antwort: an der Klezmer Musik!» Aus zwei Gründen bin ich glücklich über diese Anekdote. Einerseits ermöglicht sie mir einen leichten, lockeren Einstieg in mein Referat. Ausführungen über das christlich-jüdische Gespräch laufen stets Gefahr, zielstrebig und unvermeidbar in einer bedrückenden Schwere zu stranden. Nichts wünsche ich mir so sehr, als eine gewisse Leichtigkeit in diesem Gespräch, nicht zu verwechseln mit Oberflächlichkeit. Allerdings besteht immer auch Grund zu bedrückender Schwere, ich werde sie heute ebenfalls nicht vermeiden können. Andererseits macht uns der kurze Witz auf einen wichtigen Punkt für alle Gespräche über kulturelle und religiöse Grenzen hinaus aufmerksam. Die kleine Geschichte nimmt die Festlegungen einer bestimmten Gruppe durch die andere auf das Korn. Solches widerfährt uns doch allen, ganz gleichgültig ob wir Juden oder Nichtjuden sind. So wird es mir stets ungemütlich, wenn ich im nahen oder fernen Ausland auf ein merkwürdig mit Vorurteilen und Stereotypen behaftetes Schweizer Dasein festgelegt werde. Wenn allzuviel von Käse, Schokolade, Uhren und Taschenmessern die Rede ist, dann fühle ich mich nicht wirklich angesprochen, obwohl ich ganz offensichtlich mitgemeint bin. Solche Erlebnisse sind zwar reichlich ärgerlich, die Folgen dieser einseitigen Festlegung bleiben Regel eher unbedeutend. Gleiches lässt sich indessen von den Festlegungen vieler Christen gegenüber ihren jüdischen Mitmenschen in Vergangenheit und Gegenwart nicht sagen. Die Folgen antisemitischer Festlegungen und Vorurteile waren und sind - wir wissen es - verheerend. Die Ausgestaltungsformen des Antisemitismus sind äusserst vielfältig. Der Antisemitismus kommt nicht einfach nur laut und dröhnend daher, er schleicht zuweilen auf leisen Pfoten. Davon wusste u.a. Ludwig Börne, der 1832 in einem seiner Essays schrieb: «Es ist wie ein Wunder! Tausend Male hab ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, dass ich

ein Jude sei; die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran.» Und schon vor Ludwig Börne suchte die bekannte Rahel Varnhagen, geborene Levin, als jüdische Frau nach dem «natürlichsten Dasein», dessen sich doch jede Bäuerin und jede Bettlerin erfreuen könne.

Nichtjüdische Menschen neigen dazu, Jüdinnen und Juden sehr stark einschränkend auf die jüdische Religion festzulegen. Nichtjuden meinen oftmals, Juden seien im Schnitt religiöser und frömmere als beispielsweise Christinnen und Christen. Die übrigen Teile der Lebenswelt jüdischer Menschen, ihre Geschichte, Kultur und Literatur in ihren Wechselbeziehungen mit der nichtjüdischen Umwelt, die Veränderungen von Lebensbedingungen, Normen, Erfahrungen und Einstellungen, die vielfältigen geistigen und politischen Strömungen unter den Juden, ihre Sozial- und Wirtschaftsgeschichte werden oftmals ausgeblendet. Gesucht ist deshalb, um die Worte von Rahel Varnhagen aufzunehmen, das «natürlichste Dasein», gesucht ist deshalb für mich nach wie vor der unbefangene Umgang mit jüdischen Mitmenschen, eine Unbefangenheit, die auf Vereinnahmung wie auch auf Verdrängung verzichtet. In der Schweiz leben gegenwärtig rund 18 000 jüdische Menschen. Diese verhältnismässig geringe Zahl führt dazu, dass «jüdische Normalität» nicht oft erlebt werden kann. Den jüdischen Nachbarn der in «natürlichstem Dasein» mit uns zusammenlebt, gibt es rein statistisch gesehen eher selten. Schon deshalb ist es gar nicht so einfach, ein «normales» und alltägliches Verhältnis zu jüdischen Menschen zu finden. Ganz abgesehen davon, fällt eine durchschnittliche jüdische Familie in unserer Nachbarschaft zunächst durch überhaupt nichts auf!

Christinnen und Christen, die sich am sogenannten christlich-jüdischen Gespräch beteiligen, tun deshalb gut daran, immer auch so etwas wie eine selbstkritische Motivationsforschung zu betreiben. Gilt unser Interesse bewusst oder unbewusst «dem Besonderen» oder «dem Normalen» - eben dem «natürlichsten Dasein». Der jüdische Regisseur Fritz Krotner wehrt sich gegen allzu innige christliche Aufdringlichkeit und Umarmung mit dem von mir bereits als Zwischentitel verwendeten Zitat: «Jude sein ist nicht abendfüllend». Und Marcel Reich-Ranicki stellt dem ersten Kapitel seines neusten Buches über sein Leben die Frage voran: «Was sind Sie denn eigentlich?» Am Anfang seines Werkes schildert Reich-Ranicki eine Begegnung mit Günter Grass aus dem Jahre 1958. Günter Grass richtete an den schon damals bekannten Literaturkritiker die Frage: «Was sind Sie denn nun eigentlich - ein Pole, ein Deutscher oder wie?» Reich-Ranicki schreibt: «Die Worte: 'oder wie' deuteten wohl noch auf eine dritte Möglichkeit hin. Ich antwortete rasch: Ich bin ein halber Pole, ein halber Deutscher und ein ganzer Jude.» Grass war offensichtlich nicht nur überrascht, sondern geradezu begeistert über diese Antwort. Dem gegenüber ärgerte sich Reich-Ranicki nachträglich über seine Aussage. Er hatte sich einmal mehr zur Selbstdefinition drängen lassen und war später über seine Unaufrichtigkeit bekümmert: «Hier stimmte kein einziges Wort, nie war ich ein halber Pole, nie ein halber Deutscher - und ich hatte keinen Zweifel, dass ich es nie werden würde. Ich war auch nie in meinem Leben ein ganzer Jude, ich bin es auch heute nicht.»

## 2. Sie luden uns bei ihrer Schuld zu Gast

Wir können es drehen und wenden wie wir wollen, sobald wir uns ernsthaft dem christlich-jüdischen Gespräch zuwenden, wirken die Schrecken der Shoa nach. In diesem Zusammenhang muss ich stets an das Gedicht von Erich Kästner denken: «Elegie mit Ei». Dort heisst es: «Wir sind die kleinen Erben grosser Übeltäter, sie luden uns bei ihrer Schuld zu Gast.» Kästner dichtete diese Elegie zwar unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, sie eignet sich allerdings leider auch als Nachkriegstext nach der zweiten europaweiten Katastrophe.

In der Zeit vom 26. bis 28. Januar dieses Jahres fand bekanntlich in Stockholm das internationale Holocaust-Forum statt. Ich war Mitglied der Schweizer Delegation und reiste mit lebhaftem Interesse, aber auch mit gemischten Gefühlen nach Stockholm. Natürlich hatte auch diese Veranstaltung ihre Merkwürdigkeiten und Grenzen, wie sie wohl angesichts einer Teilnahme so zahlreicher Regierungsvertretungen unvermeidlich sind. Darüber spreche ich heute nicht. Aufgrund der Vorbereitungsunterlagen kam bei mir die Sorge auf, die ganze Veranstaltung sei zu stark «Holocaust zentriert» angeordnet. Was meinte ich damit? Ich stand unter dem Eindruck, die Shoa werde so dargestellt, als sei sie gewissermassen als einmalige Katastrophe voraussetzungslos «wie aus heiterem Himmel» entsetzliche Wirklichkeit geworden. Eine solche Haltung schien mir sehr problematisch, für eine Konferenz, die sich mit Bildung, Erinnerung und Forschung befasst. Allerdings erwies sich meine Sorge in Stockholm selber als unbegründet. Vorallem die Vertreterinnen und Vertreter aus Kultur und Wissenschaft vermittelten einen anderen Eindruck. Im besonderen Masse beeindruckten mich in Schweden die Berichte von Überlebenden, also von Menschen, die mit knapper Not aus den Schrecken eines Konzentrationslagers gerettet wurden. Aus vielen Berichten wissen wir, wie ausserordentlich schwierig es für die Überlebenden war, nach dem Ende des zweiten Weltkrieges über ihre unmittelbaren Erfahrungen berichten zu können. Es ist hier nicht Raum und Zeit, um auf die subtilen psychologischen und handfesten gesellschaftspolitischen Hindernisse für dieses offene Gespräch einzugehen. Nunmehr werden die «Holocaust Überlebenden» alt und älter. Es entspricht einer allgemein gültigen Erfahrung, dass die meisten Menschen in ihren alten Tagen Erlebnisse ihrer frühen Jugend nochmals mit besonderer Deutlichkeit im Bewusstsein aufleben lassen. Und dieser natürliche Vorgang im Alter ist nun bei den direkt betroffenen überlebenden Juden und Jüdinnen durch grösste Not und Schrecken besetzt. Wer vermag nicht zu verstehen, dass bei ihnen das Bedürfnis wächst, jetzt noch einmal und mit lauter und deutlicher Stimme von ihrer Erinnerung erzählen zu wollen. Für sie wie für uns ist die öffentliche Aufmerksamkeit wichtig, denn im Bezug auf die Shoa stehen wir auf der Grenze vom «kommunikativen Gedächtnis» zum «kulturellen Gedächtnis». Diese hilfreiche Unterscheidung stammt vom Historiker Jan Assmann. Assmann unterscheidet das «kommunikative» vom «kulturellen» Gedächtnis. Das kommunikative Gedächtnis beruht auf der Erinnerung leibhaftiger Menschen an geteilte dramatische Erfahrungen ihrer Lebensgeschichte. Wenn indes die Generation derer ausstirbt, die von einer bestimmten Geschichte Zeugnis ablegen können, muss der Bestand ihrer Erinnerungen in eine andere Form überführt werden als die der mündlichen Mitteilung. Die Summe der Praktiken, Institutionen und Symbole, mit denen eine Gesellschaft diese Aufgabe bewerkstelligt, nennt Jan Assmann «kulturelles Gedächtnis». Unsere Geschichts- und Schulbücher, Denkmäler, Strassennamen, unsere politischen Feiertage und politischen Rituale sind Ausdrucksformen des «kulturellen Gedächtnisses». Und deshalb ist in der Gegenwart mit Fug und Recht soviel von diesen Dingen die Rede.

Es ist schon unglaublich, dass der Schrecken und das nahezu grenzenlose Unrecht der Shoa keineswegs zur endgültigen Überwindung des Antisemitismus in Westeuropa führte. Wir wissen zudem: Auch vielen Schweizerinnen und Schweizern fällt es ausgesprochen schwer, den eigenen Anteil an dieser Katastrophe zu erkennen. Die «Verarbeitung» der Shoa (soweit dies überhaupt möglich ist), schlägt gelegentlich eigentümliche Wege ein. Als Folge des erlittenen Unrechtes werden jüdische Menschen oftmals auf eine eigenartige Vorbildlichkeit festgelegt. Nach dem erlittenen Unrecht und Schrecken müssen sich nicht etwa die Täter, sondern die Opfer vorbildlich verhalten, sie werden mit strengsten Massstäben gemessen.

Der Filmmacher Stefan Schwietert erzählte mir eine interessante Begebenheit. 1996 drehte er seinen bekannten Film «A tickle in the heart», die Geschichte von drei jüdischen Klezmermusikern in den Vereinigten Staaten. Die drei jüdischen Musiker hatten unmittelbar mit der Shoa und der Auslöschung der jüdischen Kultur nichts zu tun. Als Stefan Schwietert seinen Film in Deutschland zeigte, wurde ihm zum Vorwurf gemacht, dass in seinem Film keinerlei Auseinandersetzung mit der Holocaust-Thematik stattfinden

würde. Sind wir denn in unserer Befangenheit schon soweit fortgeschritten, dass sich jüdisches Leben nur noch in der «Opferrolle» darstellen lässt?

### 3. Christliche Suche nach dem Defizit

Am Anfang eines ernsthaften Gespräches steht für mich die Klärung der eigenen Position. Meine Gesprächspartnerinnen und -partner sollen wissen, mit wem sie sich da auf einen Dialog einlassen. Von meinem religiösen Selbstverständnis her bin ich «praktizierender Christ». Der christliche Glaube ist ein wichtiger Teil meines Lebens. Wäre ich an der Ausübung meines Glaubens gehindert, so würde mir zweifelsohne viel fehlen. Es ist mir ein Anliegen, stets so zu sprechen, dass ich Christ bleiben kann. Als Politiker vermag ich wahrscheinlich glaubwürdig darzulegen, dass ich auch auf diesem Gebiete die Rhetorik besser zu meistern vermag als die Praxis. Die klare Benennung meines religiösen Standortes bedeutet nun nicht, dass ich ständig mit einem religiösen Lasso unterwegs bin, um Ungläubige aufzuspüren und einzufangen. Auch ich bin mit unterschiedlichsten Menschen befreundet: entschlossene und unentschlossene, darunter auch nicht wenige, die in ihrem Leben auf jeglichen religiösen Glauben verzichtet. (Nicht dass diese Leute in ihrem Leben ohne jeglichen Glauben auskämen, die Verzichtleistung bezieht sich ausschliesslich auf den religiösen Bereich.) Es irritiert mich zwar, aber ich stelle immer wieder fest, ihnen fehlt nichts, einfach nichts. Es geht ihnen gut, es fehlt an jeglichen Hinweisen auf irgendwelche Schandtaten, sie sind glücklich oder wenigstens nicht unglücklicher als ich. Sie sind und haben am Sonntag Vormittag frei, während ich mich an den Sonntagen immer noch mit der Frage plage: «Jesus» oder «Calida». Mir fehlt etwas, ihnen fehlt nichts, von Defizit keine Spur! Und dennoch wissen Menschen, die mich wirklich kennen, ziemlich genau, wo ich in religiösen Dingen stehe. Diese nüchterne innere Freiheit wünsche ich mir auch in der Begegnung zwischen Christen und Juden.

Für mich ist und bleibt wegweisend, was der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig in seinem berühmt gewordenen Brief vom 1. November 1913 an seinen zum Christentum konvertierten Vetter Rudolf Ehrenberg schrieb. Er gesteht zu: «Es kommt niemand zum Vater denn durch ihn. Es kommt niemand zum Vater - anders aber, wenn einer nicht mehr zum Vater zu kommen braucht, weil er schon bei ihm ist. Und dies ist nun der Fall des Volkes Israel». Er fügt in Klammern hinzu: «nicht des einzelnen Juden». Dieser Klammerzusatz ist bedeutungsvoll, mit ihm konnte es Rosenzweig respektieren, dass Ehrenberg, der seiner religiösen Tradition entfremdet war, durch Jesus aus Nazareth den Weg zum Vater gefunden hat und konnte zugleich zum Ausdruck bringen, dass er selber mit seinem Volk beim Vater geblieben ist.

Im christlich-jüdischen Gespräch gibt es so viele Bereiche, über die sich das gemeinsame Nachdenken lohnt. Ich denke hier beispielsweise an die Texte der Bergpredigt. An jene Rede, deren Inhalt sich mit hoher Gewissheit ganz nahe an Jesus aus Nazareth orientiert und deren Redner wiederum ganz nahe an seiner jüdischen Herkunft gesehen und verstanden werden muss. Oder ich denke an die messianische Hoffnung. Leo Baeck schrieb über die messianische Idee in seinem Buch «Das Wesen des Judentums» u.a. die folgenden Gedanken: «In jener heroischen Zeit der Geschichte, wo der König noch ganz anders als späterhin das Schicksal seines Volkes war, musste auch jede Zukunftshoffnung an eine bestimmte beherrschende Persönlichkeit anknüpfen... Das Ideal der Zukunft setzt sich ihnen um in die Erscheinung der idealen Persönlichkeit. Ein Mensch von Gottes Gnaden ist es, der es vollbringt, die entscheidenden Tage heraufzuführen und das Reich der Erfüllung zu gründen.» Ich denke, es müsste vor diesem Hintergrund auch für jüdische Mitmenschen verständlich sein, dass vor rund 2000 Jahren Angehörige ihrer Religion und Kultur in Jesus von Nazareth diesen Menschen von Gottes Gnaden sahen, auch wenn gleichzeitig viele andere Zeitgenossinnen und Zeitgenossen diesen Glaubensweg nicht beschritten. Es bleibt die grösste Schwierigkeit im christlich-jüdischen Dialog, dass dieser Jesus von Nazareth, genauer die Einschätzung seiner Bedeutung, sowohl das Verbindende wie auch das Trennende zwischen Juden und

Christen darstellt. Wie immer wir das Trennende und oder Verbindende bewerten, eines sollten wir nie vergessen: Auf die Erfüllung der messianischen Hoffnung warten wir beide, die einen noch immer, die anderen wieder. Bei allen offensichtlichen und feinen Unterschieden zwischen Juden und Christen im Bezug auf die messianische Hoffnung gibt es aus meiner Sicht eine Verständigungsmöglichkeit darüber, dass Juden und Christen in ihrer Glaubenshoffnung davon ausgehen, dass die gegenwärtige Wirklichkeit unserer Welt nicht die einzig mögliche ist und vor allem nicht die letzte. Gerade als Berufspolitiker, der für die gesellschaftspolitische Wirklichkeit unserer Region Mitverantwortung trägt, ist mir diese Sichtweise sehr wichtig. Auf der Agenda des christlich-jüdischen Dialoges müsste deshalb nicht nur das Trennende, die Differenz stehen, sondern auch die Frage, was hoffen wir eigentlich gemeinsam oder allenfalls in unterschiedlicher Weise für die Wirklichkeit dieser Welt.

#### 4. Gespräche unter Minderheiten!

Der gute Besuch unserer heutigen Veranstaltung freut mich. Wir sollten uns jedoch bei aller Freude nicht darüber hinweg täuschen lassen, dass weniger die Zahl der Besucherinnen und Besucher als vielmehr die Kleinheit des Veranstaltungsraumes die Illusion eines weitverbreiteten Interesses am christlich-jüdischen Gespräch vortäuscht. Von einer breiten Bewegung kann gewiss auf christlicher, aber soweit ich dies zu erkennen vermag, auch auf jüdischer Seite nicht gesprochen werden. Sorge bereitet mir auch die Beobachtung, wonach der christlich-jüdische Dialog allzu stark auf akademischer Ebene geführt wird. Oftmals ist die jüngere Generation ausschliesslich durch Theologinnen und Theologen, Historikerinnen und Historiker vertreten. Selbstverständlich beklage ich nicht ihre Anwesenheit, sondern das Fehlen der anderen. Die Theologinnen und Theologen, die Historikerinnen und Historiker, denen das christlich-jüdische Gespräch etwas bedeutet, tun jedoch gut daran, sich einer allgemein verständlichen Sprache zu bedienen.

Der christlich-jüdische Dialog findet in weiten Teilen der christlichen Landeskirchen kaum mehr wirklich statt. Erfreulicherweise gibt es Ausnahmen und neue Anstrengungen, so beispielsweise die «Christlich-Jüdischen Projekte», die uns heute hier zusammenführen. Dabei ist allerdings ein entscheidender Wendepunkt nicht zu übersehen. Jene Generation, die den Zweiten Weltkrieg aktiv erlebte, nimmt ab. Die sogenannte Nachkriegsgeneration wächst. Jüngeren Menschen, die geraume Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg das Licht der Welt erblickten, fehlt oftmals das Verständnis für das äusserst komplexe Opfer-Täterverhältnis zwischen Juden und Christen. Mit guten und verständlichen Gründen möchten jüngere Menschen den christlich-jüdischen Dialog stärker gegenwartsbezogen führen.

Gleichzeitig nehmen die vertieften Kenntnisse der jüdischen *und* der christlichen Religion in unserer Gesellschaft ab. Unglaublich aber wahr ist, dass damit nicht etwa der Antisemitismus ebenfalls verschwindet; im Gegenteil, in einer stark säkularisierten Gesellschaft scheint sich der Antisemitismus zu verselbständigen. Die Ursachen des Antisemitismus sind daher unklarer den je und im wahrsten Sinne des Wortes «unfassbar». Wobei wir schon lange wissen, dass es für den Antisemitismus gar keine jüdischen Menschen braucht, denn antisemitisches Gedankengut ist auch dort möglich, wo gar keine Jüdinnen und Juden leben. Meiner Meinung nach geht es bei den jüdisch-christlichen Gesprächen nicht einfach um Harmonie um jeden Preis, sondern ebenso sehr um den toleranten Umgang mit dem Unterschied. Das fundierte Gespräch über Gemeinsamkeiten und über Trennendes erfordert von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen eigenen Standort. Oftmals fällt es heutigen Christinnen und Christen schwer, einen eigenen differenzierten religiösen Standpunkt zu formulieren. Wo fundamentalistisch argumentiert wird, fehlt jedes wirkliche Interesse an einem echten Dialog. Wo andererseits der Inhalt religiösen Glaubens im umfassenden Sinne des Wortes «gleichgültig» ist, wird das Gespräch reichlich uninteressant und schliesslich überflüssig.

Gesucht ist deshalb für mich nach wie vor der unbefangene Umgang mit jüdischen Mitmenschen, eine Unbefangenheit die auf - wie bereits erwähnt - Verdrängung verzichtet, die jüdischen Mitmenschen jedoch nicht bewusst oder unbewusst auf eine unbegrenzte Trauerarbeit festlegt.

Nur eine Vielzahl von guten Begegnungen, von allgemein verständlichen Arbeiten und Projekten vermag einen Beitrag zur Überwindung der «multiplen Befangenheit » zu leisten. Unter «multipler Befangenheit» verstehe ich das folgende Phänomen:

Einerseits unterdrücken nichtjüdische Menschen jegliche kritische Äusserungen über jüdische Menschen oder Organisationen aus der Sorge heraus, ihre Kritik könnte als antisemitische Äusserung missverstanden werden. Dem gegenüber stehen unüberlegte oder sehr wohl gezielte kritische Äusserungen über jüdische Menschen und Organisationen, die mit offenen oder verdeckten Behauptungen ein bestimmtes Verhalten als «typisch jüdisch» bezeichnen. Oder: Fragen aus einem echten Interesse an der jüdischen Religion, Kultur und Geschichte werden nicht gestellt, aus der Befürchtung heraus, es könnte eine ungeschickte Frage sein. Dem gegenüber stehen bewusste oder unbewusste, beispielsweise christliche Vorurteile über die jüdische Religion, Kultur und Geschichte, die kritiklos durch nichtjüdische Menschen verbreitet werden. Jürg Lau schreibt dazu in dem bereits von mir zitierten Zeit-Dossier: «Willkommen im Reich der unterdrückten Fragen, des hilflosen Wohlwollens, und der mühsam verborgenen Ressentiments!».

Ich übersehe nicht, dass in gesellschaftspolitischer Hinsicht die Christinnen und Christen eine Mehrheit und die jüdischen Menschen eine Minderheit darstellen. In unserem Engagement für den jüdisch-christlichen Dialog sind wir allemal Minderheiten. Eine Minderheit, die offensichtlich eine freie und offene Begegnung zwischen Christen und Juden wünschen und dafür arbeite. Ich hoffe zuversichtlich, dass es den Christlich-Jüdischen Projekten gelingen wird, Kenntnisse und Erkenntnisse zu vertiefen, die Freude über Gemeinsamkeiten zu mehren und das respektvolle Akzeptieren von Unterschieden zu ermöglichen. Ich wünsche dem Projekt, in aller erster Linie aber allen Menschen, die sich daran beteiligen, gutes Gelingen.